

DIE FACKEL

NR. 161

WIEN, 5. MAI 1904

VI. JAHR

Der Minister für Initiative

So ein unschuldig Verurteilter hat's in Österreich wirklich nicht gut. Ein Strahl der Hoffnung dringt in seine Zelle. Einst wird kommen der Tag, der auch seine Unschuld bezeuget. Und dann wird ihm nicht nur Entschädigung für die erlittenen Vermögensnachteile werden, nein, die Ersatzpflicht des Staates wird längst auch auf den »sonstigen Schaden« ausgedehnt sein, den der Ärmste durch die Verurteilung erlitten hat. Was hatten seinesgleichen bis heute von dem Bettel, mit dem der Staat sich ein ruhiges Gewissen erkaufte, so oft seine Gerichte, zu Unrecht erkannt hatten, irgendjemand sei schuldig, irgendeine Tat nicht begangen zu haben? Der Zustand bis 1892 war immerhin würdig. Der unschuldig Verurteilte erhielt ein von keinem Regierungsvertreter angefochtenes Nichts. Dann kam das Entschädigungsgesetz; und nun ging das große Rechnen los. Man multiplizierte die Zahl der Tage ungerechtfertigter Haft mit dem Taglohn, subtrahierte die Sonn- und Feiertage und jene Wochentage, an denen der Verurteilte sich vermutlich betrunken und nichts erworben hätte. Der Rest ergab jenen Betrag, mit dem der Staat die Heilungskosten einer judiziellen Fehlgeburt reichlich bewertet glaubte. Schmerzensgeld wollte er, wo Schmerzen — verlornen Freiheit, verlornen Ehre und verlornen Gesundheit — weher drückten als der Erwerbsverlust, nicht bewilligen. Bis 1892 war's Standpunkt, später Schäbigkeit. Dem Patrioten vor 1892 kann es nicht viel verschlagen, wenn ihm Arm oder Bein in's Räderwerk der Staatsmaschine gerät, da es ja bekanntlich sogar süß sein soll, für's Vaterland zu *sterben*. Wenn ich darauf gefaßt sein muß, daß mir ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, so werde ich mich als Justizopfer umso wohler fühlen, als ich es nicht ertragen könnte, daß die staatliche Autorität durch das Bekenntnis eines Irrtums Schaden leide. Seit 1892 ist's ein unabwendbarer Schicksalsschlag, gemildert durch eine Greislerrechnung. Die Justiz bekennt ihren Irrtum, aber sie beseitigt ihn nicht. Nun soll auch mit dieser Übung, die zum Schaden den Hohn fügt, indem sie den ganzen Jammer eines Justizmartyriums in dem Ausfall der Erwerbsmöglichkeit erblickt, nun soll mit dieser albernem Schäbigkeit endlich aufgeräumt werden, die den unschuldig wegen Mordes Verurteilten, dem die Schauer des Todes oder lebenslanger Nacht schon den Geist beschattet haben, nicht höher entschädigt als den politischen Delinquenten, dessen Unschuld sich nach der gleichen Zahl von Tagen herausstellt. In's Zuchthaus dringt ein Strahl der Hoffnung, im Herrenhaus ward er entzündet: auf dem der Sträflingslektüre bestimmten Zeitungsblatt ist der Antrag zu lesen, den Dr. Unger eingebracht hat, der als Präsident des Reichsgerichts die abscheuliche Balgerei zwischen dem Staat und seinen Justizopfern so oft zu schlichten, die unsinnige Vernunft von 1892 zu vollstrecken hat-

te. Ein Richter, dem das Gesetz zu dumm wird. Er verlangt, daß der Staat außer dem greifbaren auch den moralischen und ideellen Schaden vergüte, den der Unschuldige erlitten hat, und er stellt eine Behörde an den Pranger, die als Streitteil vor dem höchsten Tribunal, den Geiz des Gesetzgebers übertrumpfend, die Tage der Ruhe und der mutmaßlichen Trunkenheit dem verurteilten Proletarier aus der Rechnung streicht und der man es zutraut, daß sie ihm auch einen angemessenen Betrag für Kost und Quartier abziehen könnte. Fort mit der Algebra! Nun kann's ja wieder wohnlich werden im Gefängnis. Der Antrag Exzellenz Unger's fand eine begeisterte Stimmung; keine Frage, daß ihn im Abgeordnetenhaus trotz nationalem Unfug allseitige Willigkeit erwartet und daß, wenn ihm die Regierung kein Bein stellt, die vielsagende Einfügung der drei Wörtchen »und sonstigen Schaden« in das Gesetz von 1892 bald vollzogene Tatsache sein wird.

Wenn ihm die Regierung kein Bein stellt! Sollte man's für möglich halten, daß sie den Mut haben könnte, die populärste Sache zu Falle zu bringen, für welche die Weisheit des greisen Unger, das Ansehen der dem Herrenhaus angehörigen Mitglieder der höchsten Gerichtshöfe einsteht? Aus finanziellen Bedenken? Die Schuld des österreichischen Staates werden die zehntausend Gulden jährlich nicht erhöhen, welche die Unschuld seiner Bürger kostet. Und der Appetit seiner Richter nach Justizmorden wird nicht wachsen, wenn mehr Geld zu ihrer Begleichung vorhanden ist als heute. Aus Prinzip? Unger hat den »fast übermenschlichen Titanen« Bismarck zitiert, den sein Glaube an die Omnipotenz des Staates nicht zu der Erkenntnis einer staatlichen Entschädigungspflicht gelangen ließ. Herr von Koerber wirkt und denkt in weniger titanenhaften Formen. In einem Staat, der so allseitig impotent ist wie der seine, ist er sich der Pflichten gegen die von judiziellen Elementarschäden Betroffenen wohl bewußt. Er ist nicht übermenschlich, sondern »human«. Und dennoch weht aus der Antwort, die er dem berühmten Antragsteller gab, der Geist der Verneinung? »Man spricht vergebens viel, um zu versagen; der andre hört von allem nur das Nein«. Die liberale Presse freilich hört es nicht. Und Herr v. Koerber spricht doch *sehr* viel. Ihr genügt's, wenn in seinen Reden die Wendung »humane Absichten und Ziele«, das Wort »tunlichst« nicht fehlt. Die 'Neue Freie Presse' jubelt, weil von der Regierungsbank das Prinzip anerkannt wurde, geschehenes Unrecht »tunlichst« zu sühnen. »Die Erklärung«, versichert sie, »sticht wohlthätig ab von dem Standpunkt der starren Negation, welchen der Vertreter des deutschen Reichsjustizamtes in der Reichstagskommission gegenüber den Versuchen eingenommen hat, die unbilligsten Härten der Vorlage über die Entschädigung ungerechtfertigt Verhafteter zu beseitigen«. Mit nichten! Die starre Negation ist ehrlicher als die mit Humanität versüßte. Denn negiert hat auch Herr v. Koerber. Und nur der liberale Untertanenverstand sieht nicht, was es bedeutet, wenn der Ministerpräsident, wie die 'Neue Freie Presse' lobend hervorhebt, »*bei diesem Anlasse* ankündigte, daß die Regierung die Absicht habe, *auch* eine Lösung des Problems der Entschädigung unschuldig *Verhafteter* zu versuchen.« Wenn er von »finanziellen Bedenken« sprach, bangte ihm in seinem innersten Gemüt nicht vor der Möglichkeit, daß es so bald zu einer Belastung des Staatssäckels kommen könnte. Denn er hat den Antrag Unger großmütig überboten, mit eigener Initiative kompliziert und dadurch zunächst das eine bewirkt, daß der ebenso dringlichen wie erfüllbaren Forderung der Mitglieder des Reichsgerichts Hindernisse kommissioneller Arbeit in den Weg geworfen sind. Orientalische Phantasie mag die Sitzung des Herrenhauses, in der der Antrag Unger eingebracht wurde, als »eine erquickende Oase inmitten der Wüste unseres entarteten Parlamentarismus« bezeichnen. Aber die 'Neue Freie Presse' irrt, wenn sie meint,

daß ausschließlich »die nationale Eitelkeit der Tschechen«, die im Volkshause »Orgien feiert«, Schuld trage, daß nicht »ernste Fragen ihrer Lösung näher gebracht« werden. Im Herrenhaus ist es die Eitelkeit der Regierung, die sich der Lösung ernster Fragen in den Weg stellt. Das Monopol für Fortschritt und Humanität hat in Österreich Herr v. Koerber, und er weiß jeden unlautern Wettbewerb entschieden abzuwehren. Der Beifall, der dem berühmten Rechtslehrer im Kreise der nicht oft aus ihrem seelischen Gleichgewicht gebrachten Peers wurde, war dem Ohr des Ministers nicht allzu willkommenes Geräusch. Ist er nicht fast schon ein Rudolph Lothar der Politik, der Zensurbeiräte schafft, die kalte Dusche aus den Gefängnissen entfernt, Spucknäpfe verordnet und Gedankenfreiheit bewilligt? Alles durcheinander, das Schlechte und Gute, immer mit dem sichtbaren Bestreben, seine Vielseitigkeit bewundern zu sehen. Voll kleiner Initiative. Ein aktueller Minister, der den Aktenstaub eines Jahrhunderts nicht beseitigt, aber hastig mit einer neuen Verordnung zudeckt. Eine Emsigkeit, die den Amtsschimmel scheu macht, aber auf Beamte von Genie oder Tüchtigkeit einfach lähmend wirkt. Kein Tag ohne Verordnung. Der Mann hat das Erlassende; und sorgenvoll betrachten die Ärzte dieses Reichs eine geschwächte Konstitution, bei der zur Vorstopfung des gesetzgebenden Teils eine ministerielle Schließmuskeler schlaffung tritt, die das Erlassen nicht mehr zurückhalten kann ...

Sicherlich hat Herr v. Koerber nicht mit fiskalischem Dolus gehandelt, da er weiter zu gehen sich bereit erklärte als Dr. Unger und Genossen, da er die von der Presse in gesperrtem Druck gebrachte Erwartung aussprach, daß »bei der Behandlung des vorliegenden Antrages sicherlich auch das Problem der Entschädigung wegen ungerechtfertigter *Untersuchungshaft* erörtert werden dürfte«, und die gleichfalls in gesperrtem Druck gebrachte Erklärung, daß »die Regierung gerne bereit wäre, die Lösung dieser ebenso wichtigen, *vielleicht noch wichtigeren Frage* zu versuchen«. Nicht Arglist, sondern Eitelkeit hat ihn die Pflicht vergessen lassen, mit dem eigenen Ideenschatz bescheiden zurückzuhalten, wenn ein Unger eine wertvolle Anregung gab. Respektvolle Zustimmung war hier am Platze, nicht hastiges Überbieten, nicht das offene Geständnis der Furcht, im Wettlauf um die politische Unsterblichkeit um eine Nasenlänge zurückzubleiben. Der Finanzminister mag ja für solche Regungen, die von einer schönen Ursprünglichkeit zeugen und doch die Wirkung des schlauesten fiskalischen Plans erzielen, dankbar sein. Die unschuldig Verurteilten sind es nicht. Sie, denen Unger's Einsicht, die nur das Mögliche will, augenblicklich helfen konnte, werden jetzt wohl auf die gemeinsame Rehabilitierung mit den unschuldigen Untersuchungshäftlingen warten müssen. Macht nichts! Die ganze Humanität hätte Herrn v. Koerber nicht mehr gefreut, wenn er die wichtige Frage, die Dr. Unger aufgerollt, nicht mit einer »vielleicht noch wichtigeren« hätte aus dem Felde schlagen können. Ein Manöver, das zufällig auch dem Staatssäckel frommt. Aber wahrlich nicht Geiz, bloß Ehrgeiz hat es verschuldet. Die Sitzung durfte nicht in dem Erfolg der Idee eines andern gipfeln. Gar keine Idee! In diesem Staat hat bloß Einer Initiative. Und wäre es auch die, eine gute Tat zu verschleppen ... Der Hoffnungsstrahl, der aus dem Herrenhaus in die Zelle drang, brach sich an der Regierungsbank. So ein unschuldig Verurteilter, hat's in Österreich wirklich nicht gut.



Spiritusausstellung ¹ ... Von Leuten, die als Vertreter der Wiener Presse an die deutschen Aussteller herantraten, wurde diesen — so wird mir aus Berlin berichtet — der Antrag gemacht, daß in Wiener Tagesblättern ein gleichlautender Bericht mit einer Würdigung aller deutschen Aussteller erscheinen sollte, wofür von jedem zu Nennenden 2000 Kronen zu entrichten wären. Als den ehrlichen Maklern brieflich geantwortet wurde, daß die deutschen Aussteller geglaubt hätten, es sei Sache der anständigen Presse, Gutes und Nützliches zu unterstützen, erklärte sich die Bande »in Anbetracht des guten Zweckes« bereit, die Forderung von 2000 Kronen auf 1000 Kronen herabzusetzen. Ob nun die Aussteller auch auf diesen Vorschlag nicht oder ob sie eben *bloß* auf diesen eingingen: wenn man die Wiener Kommerzpresse dieser Tage durchliest, wird man finden, daß die Deutschen, wiewohl sie anerkanntermaßen Tüchtiges, ja Hervorragendes geleistet haben — siehe offizielle und Bankettreden —, bei der Wiener Publizistik weit hinter allen anderen Nationen zurückstehen ... Doch damit nicht genug. Nachdem der Kaiser seinen Rundgang beendet hatte, trat man mit neuen Vorschlägen an die Deutschen heran. Jeder von ihnen sollte 10 Kronen für jede Zeile in jedem Blatt zahlen, worin berichtet werden würde, daß der Monarch ihre Ausstellungsobjekte besichtigt habe. Nun war aber der Kaiser an einigen *vorbeigegangen*. Die Herren waren in ihrer deutschen Rechtlichkeit ganz entsetzt über jene Zumutung. Sie äußerten Bedenken, daß sie in große Ungelegenheiten geraten könnten, wenn in den Zeitungen wahrheitswidrig berichtet würde, der Kaiser habe sich für ihre Ausstellungsobjekte interessiert. Da den Deutschen diese ganze Art und Weise des Verkehrs mit der Journalistik vollkommen neu war, so hielten sie eine Konferenz darüber ab, an der auch eine in hoher amtlicher Stellung wirkende Persönlichkeit teilnahm. Der Herr riet den Ausstellern, die ganze Angelegenheit in Berlin an die große Glocke zu hängen und sich mit der Wiener Journalistik nicht weiter einzulassen. Das wollten die Aussteller aus Scheu vor einem Skandal aber doch nicht tun; zudem war es auch den Agenten gelungen, bei dem und jenem die Bedenken über einen Mißbrauch des Namens des Kaisers zu verscheuchen: die direkte Frage, ob die Agenten, wenn man auf ihre Forderung einging, die ganze Verantwortung für etwaige Folgen auf sich nähmen, wurde ohneweiters bejaht; das sei »*alte Praxis* und nicht im geringsten bedenklich« ... So kam es denn, daß auch diesmal wieder in den Berichten der Wiener Blätter der Kaiser Ausstellungsobjekte »eingehend besichtigt« und — je nach dem Tarif — günstig oder ungemein günstig beurteilt hat, die er überhaupt nicht zu Gesicht bekam. Dafür wurden andere, die er besichtigt hatte, überhaupt nicht erwähnt. Die Wiener Presse trifft kein Vorwurf. Sie hätte sich und den Kaiser ohne Umstände für sie begeistert, wenn ... Die Herren haben sich's eben selbst zuzuschreiben. Was hat ihre Halsstarrigkeit bewirkt? Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.

* * *

Der Glanzlederfauteuil

Es gibt keine besseren Österreicher als die Norddeutschen. Wenn sie hier nur erst eingelebt sind, streifen sie außer dem Dialekt alles ab, was des deutschen Mannes Schmuck und Zier bildet. Der Wiener entwickelt sich in Berlin nicht wesentlich; nur daß seiner leichtern Zunge der fremde Dialekt

¹ s. a. Heft 167 # 03

geläufig wird. Der Preuße aber, der sich in der Regel hier wohler fühlt als der Wiener in Berlin, öffnet williger seines Wesens Pforten, lernt allzurasch das Behagen der Gesinnung vorziehen und überösterreichert den Österreicher. In Norddeutschland kennt und schätzt man den Wiener vor allem als Kellner: für den reisenden Landsmann gibt es keinen unerquicklicheren Anblick als die Schneidigkeit, hinter der sich die Schlamperei plötzlich versteckt hat. In Wien beziehen wir die Theaterdirektoren aus Ostpreußen: was würden die Königsberger heute zu ihrem Schlenther sagen, der eine ihrem Wesen so fremde Geschmeidigkeit angenommen hat und von Ibsen und Hauptmann schneller zu einem Verständnis für die Erfordernisse des österreichischen Hofdienstes gelangte als je ein österreichischer Hofrat zu Ibsen und Hauptmann? Ein krasser Fall von Verwandlung eines norddeutschen Gemütes ist auch die Karriere des Herrn Franz Servaes, Kunstkritikers der 'Neuen Freien Presse'. Von kundiger Hand dem deutschen Literaturleben entrissen, plätschert er heute, ein munterer Serwas—Franz, behaglicher als irgend ein Zögling der Wiener journalistischen Schule im Schlammwasser unserer Machenschaften. Er ist der Nachfolger des seligen Ranzoni, aber ich glaube nicht, daß dieser Kritiker, dessen Urteil höher im Preise als im Werte stand, sich je dazu hergegeben hätte, einen Artikel wie den unter dem Titel »Interieurs« am 24. April erschienenen mit seiner Chiffre zu signieren.

Der Architekt Adolf Loos hat eine Zeitlang in der 'Neuen Freien Presse' Modewaren und kunstgewerbliche Gegenstände in seiner leichtfertig glücklichen und interessanten Art rezensiert. Ich vermute, daß seine Artikel eingestellt wurden, weil der Essayist das Inseratengeschäft, verdarb und weil er es am Ende nicht dulden wollte, daß hinter seinem Rücken einkassiert und sein Firmenurteil beeinflußt werde. Dem Unfug, daß Geschäftsinhaber ohne Bezahlung zu einer Würdigung ihrer Erzeugnisse gelangten, die sie sonst teuer erkaufen mußten, hat also wohl die Administration der 'Neuen Freien Presse' ein Ende gemacht. Seit Loos ist aber das Blatt, dessen Herausgeber sich offenbar noch nicht reich genug dünken, auf den Geschmack des von literarischer Feder besorgten Warenlobs gekommen. Vereinzelt Fälle waren gewiß schon früher zu verzeichnen, und die 'Zeit', die wirklich niemand bestechen will, hat einmal behauptet, vor Jahren habe Herr Wittmann ein Feuilleton über eine kunstgewerbliche Firma geschrieben, das für tausend Gulden bei der Administration bestellt war. Herr Wittmann bekam sicherlich kein Extrahonorar, schrieb ein Urteil nieder, daß sich vielleicht mit seinem eigenen deckte: die Fügsamkeit eines Schriftstellers gegenüber redaktionellen Wünschen, deren administrative Herkunft auch der biederste Schwabe riechen muß, bliebe immerhin denkwürdig und für die Korrumpierung der literarischen Unschuld durch die Geschäftspresse bezeichnend. Die Leistung des Herrn Servaes bedeutet einen Schritt weiter auf diesem Wege. Seiner geringern Begabung entsprechend fällt die Bemühung, die Direktive seines Lobes plaudernd zu kaschieren, ungleich dürftiger aus. Der Artikel »Interieurs« setzt ohne Umschweife mit einer Empfehlung des »bekannten Möbelwarenhauses« von Portois & Fix ein. »Gerne folgten wir der freundlichen Einladung der Firma, ihre neuen Räumlichkeiten zu besichtigen«. Nachdem Herr Servaes die Schönheit gepriesen hat, muß er, wie's in allen Inseraten üblich ist, auch die Billigkeit der Ware loben. Dies besorgt er in nicht zu überbietender Schalkhaftigkeit wie folgt: »Indem man langsam hindurchschreitet, ist einem zu Mute, als bekäme man eine anschaulich illustrierte Mustervorlesung über die moderne Kunst des Wohnens gehalten. *Wir sind indiskret genug*, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen zu setzen vermag. Hat doch das wirt-

schaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse. *Und da erfahren wir denn*, zu unserer Befriedigung, daß nicht bloß die reichen Leute, die alten Stammkundschaften dieses Hauses, hier kaufen können, sondern daß neuerdings besonders auch für Minderbemittelte in vorsorglicher Weise Rat geschaffen wurde. Eine Reihe behaglicher und geschmackvoller Interieurs kann jetzt, dank klug ersonnener Fabriksherstellung, schon zu Preisen geliefert werden, die es auch dem bescheidenen Anfänger ermöglichen, der Vorzüge, die ein Welthaus wie Portois & Fix zu bieten hat, teilhaftig zu werden und sich ganz *davon* einrichten zu lassen.« »Welthaus«: da schlug dem Kunstkritiker der Inseratenagent ins Genick. Jener besinnt sich und erklärt wieder im literarischen Ton: »Es schien *mir* (gemeinsam mit dem Inseratenagenten hatte er per »Wir« gesprochen) einen eigenen Reiz zu haben, zunächst einmal eine solche billige Einrichtung eingehend zu besichtigen. Ich wurde in eine zusammenhängende Gruppe von vier Zimmern geführt, denen es an Komfort und Behaglichkeit nirgends fehlte und in denen ein anspruchsloses junges Ehepaar, das ja bekanntlich schon in der kleinsten Hütte Raum findet, sich *wie in einem Himmelreich* fühlen muß«. Das Speisezimmer, versichert Herr Servaes, habe »so einladend auf *uns*« gewirkt, »daß *wir* eine Zeitlang Platz nahmen, gemütlich am runden Eßtisch saßen, und *unsere* Zigaretten rauchten«. (Gewiß gleichfalls von der Firma beige gestellt). Jetzt wird Herr Servaes frivol, und da tut der Inseratenagent wieder nicht mit: »*Ich* dünkte, man kann sich's darin wohl sein lassen, mindestens bis zum Eintreffen einer fröhlichen Nachkommenschaft. Doch auch dann werden kluge Leute sich einzurichten verstehen. Wer aber bereits vorher in dieser Hinsicht Sorge treffen will, der findet am andern Ende des Stockwerkes eine zweite kleine Familienwohnung, die etwas luxuriöser eingerichtet ist und in der auch ein vollständig hygienisch eingerichtetes Kinderzimmer sich vorfindet.« Und »eine schlichte Junggesellenkammer bildet einen gewissen Kontrast zu einem in Weiß und Rosa gehaltenen Jungfernstübchen, in dem um das duftige Bett zarte keusche Träume zu gaukeln scheinen«. Das ist mehr als man verlangen kann. Und aus einem englischen Glanzlederfauteuil, den Herr Servaes erblickt hat, »mag man gar nicht wieder aufstehen, wenn man einmal darin niedergesunken ist«. Wunder über Wunder! Der unabhängige Kunstkritiker, der mit den Erzeugern der Gegenstände, die er zu besprechen hatte, sicherlich in keine persönliche Verbindung getreten ist, schließt: »Vor dreiunddreißig Jahren hat der jetzige Chef des Hauses, Herr Anton Fix, auf Reisen im Auslande gründlich vorgebildet, das Geschäft von seinem Vater in ganz bescheidenen Verhältnissen übernommen, stets von dem Gedanken beseelt, solide und geschmackvolle Möbel zu erzeugen. Seitdem hat das Geschäft durch die Verbindung mit Portois den Fabriksbetrieb eingeführt und nach dessen Tode eine neue Entwicklung im großen Stile begonnen. Nun ist der Sohn des jetzigen Chefs, Herr Robert Fix, der Firma beigetreten und brachte die Erfahrungen einer mehrjährigen, zu Studienzwecken unternommenen Weltreise hinzu. So baut jetzt schon die dritte Generation, mit der zweiten einträchtig vereinigt, an dem Werke weiter, und unsere Wanderung hat uns belehrt, wie rüstig dieses dabei gedeiht, wie hoffnungsvoll es weiterblüht und wächst.« ...

Wir fragen uns nur, wie viel das kunstkritische Urteil eines Mannes wert ist, den seine Chefs zur Besprechung eines Warenhauses kommandieren und dem pünktlich alle Stile, die er darin vertreten findet, gefallen? Anstatt kritischer Besprechung, die gewiß auch im gewerblichen Gebiete statthaft und notwendig ist, liefert er das Lob der »Leistungsfähigkeit« einer Firma, deren »Ruf seit Jahrzehnten feststeht« und die es »mit vielseitiger Schmiegsamkeit versteht, sowohl den neuen Bewegungen des einheimischen Ge-

schmackes zu folgen wie auch in älteren und ausländischen Stilarten Muster-gültiges zu schaffen«. Wie viel das kunstkritische Urteil eines solchen Kritikers wert ist, läßt sich dann nur mehr aus den Geschäftsbüchern der jeweiligen Firma nachweisen. Die Verwendung von Literaten für die Abfassung von Geschäftsreklamen ist eine vorzügliche Einrichtung der modernen Presse. Nur sind wir — gleich Herrn Servaes — »indiskret genug, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse« ... Wird Herr Servaes wieder Werke der bildenden Kunst als freier Urteiler rezensieren können? Seine neue Beschäftigung gleicht dem bequemen Glanzlederfauteuil, der ihm bei Portois & Fix in die Augen gestochen hat: man kann sich daraus gar nicht mehr erheben, »wenn man einmal darin niedergesunken ist« ...



[Nationale Literatur]

Ein deutsch—österreichisches Literaturwerk, 'Der liebe Augustin', hat sich, wie die Leser aus der letzten Nummer der 'Fackel' erfahren haben, selbst gelangweilt und in einem verblüffend aufrichtigen Zirkular sich mit den Hoffnungen eines Redaktionswechsels getröstet. »Mit der Unmenge altmodischen Krams«, die in den beiden ersten Heften aufgestapelt war, soll aufgeräumt werden. Trauernd vernimmt das deutsch—österreichische Schrifttum die Botschaft. Wieder ist den Frimbergers und Frauengrubers, die sich in dieser verderbten Welt allein noch den lyrischen Glauben an das »Muatterl« bewahrt haben und in einer Epoche wüster Sexualpoesie den Wahlspruch bekennen, daß, wer das Dirndl nicht ehrt, der Dirne nicht wert ist, — wieder ist den »Heimatkünstlern« zwischen Attnang und Redl—Zipf eine Gelegenheit entzogen. Die 'Ostdeutsche Rundschau', die Vertreterin jener literarischen Richtung, der es mehr auf die Zuständigkeit als auf die Begabung ankommt, findet, daß mit dem Programmwechsel des 'lieben Augustin' alles hin sei, und schreibt wörtlich: »Strotzten die zwei ersten Nummern auch nicht von Witz und Talent, so trugen doch die Beiträge, namentlich der bildliche Teil, *die Merkmale heimischer Hervorbringung*.«

Ein Merkmal heimischer »Hervorbringung« ist zum Beispiel die Ersetzung des Wortes »Produktion« durch eine deutsche Scheußlichkeit. Aber man weiß ja, daß die 'Ostdeutsche Rundschau' krebsartige Neubildungen der deutschen Sprache jedem Fremdwort vorzieht und daß sie auch vom Zuckerkartell keine Pauschalien mehr annimmt, weil eine deutsche Schriftleitung sich höchstens auf die Annahme der Gesamtgelder von einem Süßzeug—Verband einlassen könnte. Was aber die »zwei ersten« Nummern des 'lieben Augustin', — deutscher wäre die »ersten zwei« Nummern — anlangt, so scheint mir gerade deren Mangel an Witz und Talent das Merkmal der heimischen Hervorbringung zu bilden. Wann endlich wird diese langweilige Gesellschaft von dem Wahne lassen, daß man zu ihr hält, weil man die liberale Clique wie die Pest haßt, daß man die Verderbtheit der Schriftleiter vergessen muß, weil man die Korruption der Redakteure brandmarkt, daß man die Ledernheit protegirt, weil man die Frechheit angreift? Ich glaube, daß unserer Kultur die importierte Begabung noch immer besser frommt als die bodenständige Ta-

lentlosigkeit. Und die »Minderwertigkeit« fremder Kultur wird gewiß am schlechtesten durch die Anflegelung fremder Künstler — Kubelik's in Linz und Kožian's in Innsbruck — dargetan. Das bedeutendste Dokument nationalen Schrifttums als Niederschlag dieser Kämpfe ist und bleibt die Straßentafel. Bis zu welcher Stufe völkischer Vertrottelung sind wir denn gelangt, daß es uns nicht mehr auffällt, wenn die deutschliberale Presse, die über die Prager Premiere des Herrn Weinberger in spaltenlangen Artikeln referierte, von dem gleichzeitigen Ereignis der »Armida«, einer Oper Dvorak's mit Text von Vrehlicky, mit keinem Worte Notiz nahm? Glauben die Mauldeutschen denn wirklich, daß die Lyrik zwischen Linz und Innsbruck eine Erscheinung aufweist, die man mit Fug dem Tschechen Machar an die Seite stellen könnte? Warum verstopfen wir uns denn die Ohren, wenn uns erzählt wird, daß die Nationen, mit denen wir nun einmal in einem Staats— oder Reichsverband leben, Künstler hervorbringen? Ein gelegentliches Interesse für die tschechische, polnische und ungarische Literatur könnte uns gar nicht schaden. Was gehen uns denn die Zwistigkeiten der Herren Franko Stein und Fresl an, wenn wir einen böhmischen Lyriker lesen wollen? Was hat ein Schriftsteller von der Bedeutung Franz Herczeg's mit der »judäo—magyarischen« Clique, die wir ja weiter verachten können, zu schaffen?

Nationale Kunst besteht nicht in der fortwährenden Versicherung, daß man national sei. Eine kleine ungarische Skizze, wie die hier zum erstenmal in deutscher Sprache veröffentlichte, ist nationaler, echter zugleich und künstlerischer als alles, was bis heute auf dem ostdeutschen Flachland gewachsen ist. Die ergiebigere Puszta ist, wie mir der Übersetzer mitteilt, Tömörkeny's einziges Thema.

»Er schildert mit vollendeter Beobachtung, scheinbar ohne jede künstlerische Absicht Leben und Sterben dort unten. In seinen kleinen Skizzen gibt es — abweichend von der vorliegenden — nur selten irgendeinen Konflikt oder irgendeine Pointe. Ruhig, großzügig malt er den gleichförmigen Alltag — aber in diesen anspruchslosen Lebenssegmenten atmet mehr wurzelhaftes Ungartum, als in den meisten jener Werke, die alljährlich als neueste ungarische Literatur den Budapester Büchermarkt überschwemmen und bei denen sich oft — die wenigen Ausnahmen in Ehren — auf der ersten Seite das französische oder skandinavische Vorbild erkennen läßt.«

Als bezeichnend für die literarischen Cliquenverhältnisse ist noch zu erwähnen, daß Tömörkeny in Ungarn selbst nur wenig bekannt ist, weil er, der Stadtbibliothekar von Szeged, dem Preßklüngel der Hauptstadt fernsteht. Seine Skizzen sind in dem kleinen Provinzblatt der Stadt, in der er lebt, erschienen.

* * *

Der Kampf mit dem Soldaten

Von Stefan Tömörkeny

János war aus mehreren Gründen vom Gehöft in die Stadt gekommen. Erstens interessierten ihn die Marktpreise, dann hatte er auch ein paar Kleinigkeiten einzukaufen. Er brauchte nämlich einen Ring, den er dem Ferkel durch die Nase ziehen wollte, dann einen Ring für die Pendeluhr — von dort

stehlen ihn die Kinder immer wieder herab —, und endlich wollte er auch Steuer zahlen.

Dieses besorgte er zuerst, und bereichert verläßt er eben das Steueramt. Er hatte nämlich zu Hause beschlossen, zehn Gulden zu zahlen, in Wirklichkeit aber nur fünf gezahlt. So fühlte er sich jetzt finanziell bereichert, was immer ein sehr vergnügter Zustand ist. Nun konnte er also nach den Ringen sehen. Bald fand er zwei sehr schöne. Der eine paßte gerade für die Uhr, der andere schien ihm für die Nase des Ferkels ein wenig groß — aber schließlich wächst ja das Ferkel und die Nase wächst mit. Damit wäre er jetzt ganz fertig und könnte wieder heimwärts, als ihm einfällt, seinem Buben ein billiges Notizbuch zu kaufen. Soll er lieber dahinein kritzeln, als auf die Wände!

Das war ganz vernünftig. János geht also in eine Spielwarenhandlung, besieht sich die ausgestellten Gegenstände und kauft dann um ein paar Kreuzer ein kleines Notizbuch. Es ist nichtsdestoweniger sehr schön, ja sein Rücken ist fast so vergoldet, wie der auf der Bibel. — Wollen schau'n, was der Bub' da hineinschreibt!, meint er mit vertraulichem Lächeln zum Verkäufer. Sie werden dafür verantwortlich sein! — So gehen sie auseinander.

Wie aber János die Börse mit dem Kleingeld in die Tasche zurückstecken will, fällt sie zu Boden. Es ist nämlich gar nicht so leicht, sich in dem schweren Schafpelz zu bewegen, wie man glauben würde.

János bückt sich, und wie er die Börse aufheben will, fällt sein Blick auf eine kleine bunte Gestalt. Es war ein Spielsoldat, mit blauem Rock und roten Beinen, der mit seinem Holzarm stramm salutierte. Der unglückliche kleine Krieger lag auf der Erde, sein Csáko¹ stieß an eine Fußkante des Pulttisches; aber auch so liegend, hörte er nicht auf zu salutieren. Als János ihn erblickte, schoß es ihm blitzschnell durch den Kopf, daß er seinem Buben mit dem Notizbuch ganz gut auch die kleine Puppe nach Hause bringen könnte.

Rasch greift er darnach, preßt den Soldaten an die Börse und schließt beide in die Faust. Dann richtet er sich auf und steckt die Faust in die innere Tasche. Dort läßt er Börse und Soldaten los und zieht die Hand offen wieder zurück. So — das wäre in Ordnung. Er empfiehlt sich endgültig vom Verkäufer und hüllt sich auf der Straße wohlgelaunt fest in seinen Rock.

Er vermeidet es, auch nur ein einziges Mal in die Tasche zu greifen, ehe er beim Gehöft angelangt ist.

Es ist niemand zu Hause. Der Bub ist in der Schule, die Frau drüben in der Nachbarschaft, wo man irgend eine Gasterei vorbereitet.

Er spannt also die Pferde aus, sucht den Schlüssel hervor und geht ins Haus. Hier ist es angenehm warm. János stampft ein paar mal fest auf und geht auf und ab. Dann überlegt er. Soll er der Frau nachgehen oder lieber dem Ferkel den Ring anlegen?

Dabei fällt ihm das Notizbuch und der Soldat ein. Heraus damit! Er fährt in die Tasche, nimmt beides hervor und legt es auf den Tisch. Dann geht er zum Fenster, blickt auf die stille Landschaft und auf den Weg hinaus, ob der Bub noch nicht käme. Nein, er kommt noch nicht.

János wendet sich wieder dem Zimmer zu, und wie jetzt sein Blick auf den Tisch fällt, tritt er betroffen einen Schritt zurück.

Das Notizbuch liegt auf dem Tisch, der Soldat aber, den er doch auch hingelegt hatte, liegt nicht, sondern steht aufrecht da und hält die Hand hoch erhoben.

— Hm, hm — sagt János.

Dann geht er langsam hin und legt ihn nieder.

1 Militärhut

So wie er aber die Hand fortzieht, springt der Soldat wieder auf, schüttelt sich nach rechts und links, als ob er sehr zornig wäre, und bleibt dann kerzengerade stehen, den Blick starr auf János gerichtet. Und nicht um eine Welt ließe er die Hand herabsinken.

No — meint János und beginnt den rot—blauen kleinen Mann genauer zu betrachten. Er war aus Holz. Aus ganz gewöhnlichem Holz. Wenigstens sah es so aus. Wie kommt es aber, daß er sich doch bewegt?

Wieder legt er ihn fest nieder, drückt ihn auch ein wenig gegen die Tischplatte, damit er nur sicher liegen bleibe. Und er bleibt auch. Unter der starken Hand rührt er sich nicht.

Kaum aber läßt die Hand nach, so springt er wieder empor, schwankt ein wenig und steht aufs neue da, die gemalten Augen auf János gerichtet.

— Daß dich der Blitz — — ! ruft János und schlägt ihn zornig wieder nieder.

Diesmal wird er schlau zu Werke gehen! Er wird die Hand nicht rasch abheben, sondern ganz langsam, vorsichtig wegziehen. Er versucht dies auch — und was geschieht? So wie er behutsam die Finger aufhebt, so erhebt sich nach und nach auch der Soldat, bis er wieder gerade dasteht und drohend den Arm hebt.

— Mir droh nicht! — sagt János und geht vom Tisch weg bis in die Ecke des Zimmers.

Von dort sieht er ihn mißtrauisch an. Im Zimmer und auch draußen herrscht Totenstille. Es beginnt zu dämmern und auf die Puszta senken sich die bleiernen Schleier des Winterabends. Nichts regt sich. Nur im großen, bauchigen Ofen fallen manchmal die Glutstücke hörbar zusammen und schlagen dumpf gegen die Wand. Das Notizbuch liegt auf dem Tisch. János sitzt auf der Ofenbank, der Soldat steht drüben und sieht unausgesetzt János an. Keiner rührt sich.

János wird immer schwächer und schließlich schlägt er vor dem starren Blick des Soldaten die Augen nieder.

— Ich hab' dich nicht gestohlen — verteidigt er sich leise — du bist auf dem Boden gelegen. Warum konntest du damals liegen? ... Weil du eingequetscht warst? Bedank' dich, daß ich dich aufgehoben hab'! Das ist kein Diebstahl. Ein anderer hätt' dich auch genommen. Und mich schau nicht so an, das sag' ich dir, sonst schlag ich dich nieder! Hörst du?

Und er sammelt Kraft und geht drohend auf ihn zu. Schon hebt er die Faust, als ihm ein neuer Gedanke kommt. Auf dem Tisch steht ein Wasserkrug und rings um ihn ist das Holz naß. Rasch nimmt er den Soldaten und preßt ihn mit dem Kopf in das Wasser. Da hast du's! — Hund! — ächzt er, während auf seiner Stirne kalte Schweißtropfen hervorperlen.

Wie er die Hand losläßt, schreit er laut auf. Der Soldat steht nicht mehr auf, sondern bleibt dort im Wasser liegen.

János sieht frohlockend zu. — Na — das hast du jetzt davon! Jetzt rühr' dich — wenn du kannst — Hundsfott!

Und er rührt sich. Mit Schrecken gewahrt es der größere der beiden Gegner. Das Wasser vermochte ihn nicht ganz an die grüne Farbe des Tisches anzukleben. Er beginnt sich zu bewegen und Hopp! steht er wieder Habt Acht! da und hebt den Arm.

Wenn das keine absichtliche Drohung ist, so gibt es überhaupt keine Drohung auf der Welt. János ist erst verblüfft, schlägt wuchtig auf's Bett und zischt vor Wut. — Warum hab' ich dich nur hergebracht! — schreit er. — Mich laß in Ruh'! Mich richt' nicht zu Grund! Ich schlag dich in Stücke!

Er nimmt auch den Stock aus der Ecke, bleibt aber in gehöriger Entfernung und versucht den Soldaten mit dem Stock niederzudrücken. Es geht nicht. Er weiß immer auszuweichen, und je kräftiger János hinfährt, umso heftiger droht er.

János wischt sich den Angtschweiß von der Stirn. Was soll er nur tun? Was soll da geschehen? Ach was — einmal stirbt jeder. Er drückt sich gewandt um den Tisch herum, um zum Fenster zu gelangen, das er mit zitternder Hand öffnet. Dann wendet er sich entschlossen zurück und ergreift mit der großen Hand den kleinen Mann, der in der Faust ganz verschwindet.

— Kaspar ... Melchior ... Balthasar ... sagt er und schleudert den Soldaten zum Fenster hinaus.

Er fliegt ein Stückchen, dann fällt er zwischen die gefrorenen Erdhaufen und schwankt hin und her.

— Huh! stöhnt plötzlich János auf.

Dort, auf der Spitze eines Schneehäufleins steht der Soldat schon wieder, schwankt, winkt, hebt den Arm, und aus seinem Blick spricht eine gräßliche Anklage.

— Dieb, Dieb, Dieb ...

János glaubt die Worte zu hören und eine namenlose Angst schnürt ihm das Herz, zusammen.

Und — Verderben über Verderben! — gerade jetzt kommt sein Kind aus der Schule. Er erkennt es schon von weitem auf der Straße. Jetzt kommt es immer näher und er möchte ihm gern zurufen: — Geh' ihm aus dem Weg! Weich ihm aus! Aber er kann nicht, und ermattet muß er sehen, wie der Bub den Soldaten bemerkt, aufhebt und triumphierend ins Haus bringt.

Schon bei der Tür ruft er freudig. —

— Schau' Vater, was ich gefunden hab'!

Der, Vater springt auf, und streckt abwehrend die Hand aus:

— Nicht bring ihn herein! ich will ihn nicht sehen! Gerade jetzt hab' ich mit ihm gekämpft ...

Der Kleine versteht von all dem kein Wort. Er sieht den Soldaten liebevoll an und ruft dann lachend:

— Schau' doch Vater, da unten ist Blei drin. Wenn ich ihn niederleg', springt er von selbst auf! So schau' doch her! — —

Von János weicht plötzlich alle Mattigkeit, aller Schreck, und der innere Sturm' legt sich.

— O! seufzt er erleichtert — Blei ist drin?!

Und dann, wie um sein sonderbares Benehmen von vorhin zu erklären, setzt er zögernd hinzu:

— Ich hab' schon geglaubt — Seele.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die Wahrheit über die Prinzessin Louise v. Coburg]

Kulturträger. Die 'Zeit', nach dem 'Neuen Wiener Journal' das gemeinsame Tratschblatt des Abendlandes, hat sich, um der Welt die endgültige Wahrheit über die Prinzessin Louise von Coburg berichten zu können, entschlossen, einen Spezialkorrespondenten nach Coswig zu entsenden. Denn wenn es

wirklich im Rechtsstaat Österreich möglich wäre, daß eine FÜRSTIN ihrer Freiheit beraubt werden kann, bloß weil sie gegen ihren Gatten eine unüberwindliche Abneigung hegt — »was hätte dann der im Staub der Heerstraße des Lebens wandelnde BÜRGERLICHE zu gewärtigen?« »DIESE Erwägung«, ruft der Spezialkorrespondent in der Einleitung zu seinen Recherchen pathetisch,

»nicht etwa das Interesse an dem einen oder dem anderen der einander feindlich gegenüberstehenden Teile, bestimmte die Redaktion der 'Zeit', mich mit der Aufgabe zu betrauen, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren und über das Ergebnis meiner Beobachtungen ohne Rücksicht auf die Stellung, die einzelne Personen in dieser Angelegenheit einnehmen, also vollkommen unabhängig und unbeeinflußt zu berichten.«

Siehe 'Zeit' vom 1. Mai, Seite 4, 1. Spalte. Und in der 4. Spalte lesen wir.

»Körperlich ist die Prinzessin vollkommen wohl. Nur von einer Schuppenflechte (Psoriasis) wird sie seit langem belästigt. Früher einmal drohte die Flechte sich über den ganzen Körper auszudehnen. Man berief einen Hautarzt, dem es gelang, dem Übel Einhalt zu tun. Heute hat sich die Flechte auf dem Kopf festgesetzt und ist von dort nicht zu vertreiben, weil sich die Prinzessin andauernd weigert, den Kopf mit der ihr verordneten Salbe zu behandeln.«

— Saublatt!

[Der General]

Offizier. Also der Verfasser der »Betrachtungen über den ostasiatischen Krieg«, den man in Offizierskreisen allgemein für einen Journalisten hielt, ist doch ein »wirklicher« General. Da ich's bezweifelte ¹, enthüllte sich ein »Generalmajor des Ruhestandes Leopold Auspitz« der staunenden Welt. Aber der Verdacht, daß dieser General bei dem Wort »Fahne« eher an einen Bürstenabzug als an ein Regiment denken müsse, war doch halb und halb berechtigt. Denn dieser General hat im Preßbüro des Kriegsministeriums gedient und wirkt jetzt im Preßbüro des Ministeriums des Äußern. Und neuestens hat er den Titel freiwillig abgetan und zeichnet nur mehr als »Leopold Auspitz«. — Am Ende stellt sich auch noch heraus, daß der Journalist, der seinerzeit als Hausierer verkleidet Artikel für die 'Zeit' schrieb, ein wirklicher Hausierer ist.

[Die Preßfamilie]

Verwandter. Wenn's nach der 'Neuen Freien Presse' ginge, brauchte die Welt keine anderen großen Männer als [die], die ohnedies in den Familien ihrer Redakteure wachsen. Alles im Hause. Der hervorragendste Tondichter der Gegenwart ist ohne Zweifel Karl Weinberger (nicht zu verwechseln mit dem beliebtesten Operettenkomponisten der Vergangenheit Charles Weinberger). Was ist er noch? Adoptivsohn des Herrn Wittmann. Eine Frau Petrasch ist, wie einmal wörtlich zu lesen war, »die bedeutendste Rezitatorin beider Hemisphären«. Was ist sie noch? Schwägerin des Herrn Hanslick. Eine Naive — Gott wie talentvoll! — schäkert über die Podien der Theaterschulen, gegen die Frau Retty eine erfahrene Salonschlange ist; so naiv, daß sie nicht einmal weiß, wie all die schönen Notizen über sie in die 'Neue Freie Presse' kommen. Was ist sie noch? Töchterlein des Inlandredakteurs. Das sind nur so einige Beispiele für die Rentabilität der legitimen Beziehungen zwischen Kunst und Redaktion der 'Neuen Freien Presse'. Von den illegitimen, deren Quittierung tagtäglich in der Theaterrubrik zu finden ist, gar nicht zu sprechen. In dieser großen Preßfamilie gibt's Maler, Dichter, Komponisten, Sänger, Tänzer, Erfinder, Tennisspieler, Advokaten — lauter Genies. Nur ein Arzt hat bisher noch

¹ s. Heft 159 # 05 »Offizier«

gefehlt. Das Abendblatt vom 21. April hilft auch diesem tiefgefühlten Bedürfnis ab: » ... Einen ebenso AUSSERGEWÖHNLICHEN ERFOLG hatte der nächstfolgende Redner, Dozent Dr. W. Pauli, ein junger Wiener GELEHRTER, dessen ÜBERAUS SCHWIERIGEN AUSFÜHRUNGEN der Kongreß mit GROSSER SPANNUNG folgte ... Der Vortragende schloß seine FORMVOLLENDETEN, MIT STÜRMISCHEM BEIFALL AUFGENOMMENEN AUSFÜHRUNGEN mit dem Hinweise ... « Was ist Herr Dr. Pauli noch? Schwieger-
sohn des Herrn Friedrich Schütz. Schmock würde sagen: So reichte Politik dem Theater, Literatur der Wissenschaft die Hand. Der reine Concordiaball! Der Familiensinn der 'Neuen Freien Presse' aber ist zu verstehen, wenn man bedenkt, wie »tief in unserm Volke« nach Acosta »die Familie wurzelt«, wie unausrottbar tief die 'Neue Freie Presse' ...

[Programmkritik]

Kulissenschieber. Ja, Sie haben nicht nur Theaterverständnis, Takt und Routine vor den Kritikern voraus. Sie wissen doch auch über das Tatsächliche Bescheid. Aus den Referaten der Tagespresse können wir nicht mehr erfahren, was gespielt wurde und wer gespielt hat. Denn es wurde immer etwas anderes gespielt und es hat immer ein anderer gespielt, als die flinken Jungen, die sich hinten an den Thespiskarren hängen, zu erzählen wissen. Der vom 'Neuen Wiener Journal' schrieb neulich das Programm einer Jubiläumsvorstellung des Theaters an der Wien ab. Aber Programme sind bekanntlich so etwas ähnliches wie Ideale: sie werden nie erfüllt. »Auch die Gedichtvorträge der Frau Türk—Leuthold wollen erwähnt sein.« Sie wollen vielleicht, aber sie sollen nicht. Sie sind nämlich ausgefallen. »Zum guten Ende folgte schließlich ein Tanzdivertissement, in dem Fräulein Weigang sich von der besten Seite zeigen durfte«. Aber sie hat sich dem Reporter offenbar von gar keiner Seite gezeigt, denn die Tanznummer, die im Programm erst zum Schluß angeführt war, wurde schon in einen Akt der 'Fledermaus' eingelegt, der an diesem Abend zur Aufführung gelangte ... Der Begriff »Programm Musik« ist dem Kunstkenner geläufig. Er wird sich auch an den Begriff »Programmkritik« gewöhnen müssen.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Der ostasiatische Leitfaden der 'Neuen Freien Presse' schreibt am 30. April: »'Mir fehlt der Arm, wenn nur die Armbrust fehlt', heißt es irgendwo in einem unserer klassischen Dramen«. Wo denn? Schon das Wort »Armbrust« hätte ihn auf die Idee bringen können, daß der Satz aus dem »Tell« sein dürfte. Er hatte das Glück, unrichtig zu zitieren, und ging daran vorbei. Richtig heißt es: »Mir fehlt der Arm, wenn nur die WAFFE fehlt.« Dies die Antwort auf Hedwig's Frage: »Was willst du mit der Armbrust? Laß sie hier!« Damit hatte aber Schiller kein Wortspiel und gewiß keine etymologische Beziehung im Sinne; er wußte — im Gegensatz zum Leitartikler — sehr wohl, daß Armbrust nicht von »Arm« und »Brust«, sondern von »arcubalista« stammt.

[Neues von Rudolf Lothar]

Habitué.

»Aus München wird uns telegraphiert: im Residenztheater wurde heute zum erstenmal Rudolf Lothars dreiaktiges Lustspiel 'Die Königin von Zypern' gegeben, das seit vorigem Jahre in Buchausgabe (erschieden bei Cotta's Nachfolger, Stuttgart) vorliegt. Es ist ein schelmisch—liebenswertes Spiel von Männerschwachheiten und Frauenlist und von der Macht der Allbezwingerin Aphrodite. Das Stück, in dem ein schöner Kern steckt, zeigte sich aber doch nicht bühnenwirksam genug, um mehr als eine achtungsvolle freundliche Aufnahme zu erzielen. Am Schluß konnte sich der an-

wesende Verfasser mit den Hauptdarstellern einmal zeigen.«
(„Neue Freie Presse“.) —

»Die Uraufführung von Rudolf Lothar's dreiaktigem Lustspiel 'Königin von Zypern' am Residenztheater hatte unter Savits' Regie freundlichen Erfolg, den einiger Widerspruch nicht wesentlich beeinträchtigte«. („Neues Wiener Tagblatt“.) —

»Die Uraufführung von Rudolf Lothar's Lustspiel 'Die Königin von Zypem' im Residenztheater wurde sanft abgelehnt.« („Extrablatt“).

—
»Rudolf Lothar's Drama 'Königin von Zypern' wurde bei seiner heutigen Uraufführung im Residenztheater abgelehnt.« („Zeit“). —

An einem drastischen Beispiel lernen wir da einmal die Cliquenskala kennen: Je ferner Herr Lothar einer Redaktion steht, desto aufrichtiger wird der Bericht. In Berlin gibt's schon keine Meinungsverschiedenheit. Der Korrespondent des 'Berliner Börsencourier' konstatiert, daß die 'Königin von Zypern' es »zu keinem Erfolg brachte«, das 'Berliner Tageblatt' berichtet, das Kostümlustspiel sei »auf starken Widerspruch gestoßen; der schwache Beifall am Schlusse galt nur den Darstellern, die sich mit den blutlosen Operettenfiguren abmühten«. In München ist man vollends darüber einig, daß die 'Königin von Zypern' ein Schund ist und durchfiel. Nur in Wien, wo die Macht der Allbezwingerin Presse noch größer ist als die der Aphrodite, gelingt das schelmisch—liebenswürdige Spiel mit der Wahrheit und dem Vertrauen des Publikums ... Die Aktentasche, mit der Herr Lothar noch immer herumrennt — sein Schreiben [Schreiten?] ist nach Heine eigentlich ein Laufen —, ist eine wahre Pandorabüchse. Glaubt man, daß er, während er München beglückt, Wien ungeschoren läßt? Abgesehen von Vorträgen, Essays, allsonntäglichen Interviews hat er sich neulich wieder theatralisch bemüht. Leider heimlich, im Theater an der Wien wurde eine Operette »Befehl des Kaisers« gegeben, und das Textbuch hatte Herr Lothar aus dem Französischen in eine andere Sprache übersetzt. Kein geringerer verbirgt eich nämlich hinter dem Pseudonym »Peter Carr«. Bis man zum wahren Spitzer kommt, muß man also jetzt bereits drei Hüllen durchdringen. Ach, die Übersetzung der Liedertexte erwies sich, wie mir ein Eingeweihter mitteilt, als unbrauchbar, da sie ohne Rücksicht auf die Sangbarkeit hergestellt war. Nach langwierigen Verbesserungen gelang es endlich, den Text der Musik notdürftig anzupassen. Die Operette fiel durch. Librettist und Komponist dürften in Wien keinen Heller verdient haben. Herr Lothar — selbst unbestechlicher Theaterrichter — hatte schon im Herbst 1000 Kronen erhalten. Für eine Stümperarbeit, die jeder Berlitz—Schüler zuwege gebracht hätte. Mochte er sich aber auch noch so schlau hinter dem dritten Pseudonym verstecken, das Mutteraug' hat ihn doch erkannt: Die 'Neue Freie Presse' fand mit dem ihr eigenen Scharfsinn heraus, daß namentlich dem Übersetzer für seine »liebenswürdigen Liedertexte« alles Lob gebühre ... »Liebenswürdig« scheint die charakteristische Bezeichnung für unseres Lothar Schaffen in allen seinen Verkleidungen zu sein.

[Ein Pathetiker]

Erschreckter Leser. »Aus der Unterwürfigkeit der versauerten und verknöcherten Gouvernante lauerte der Dämon berechnender Gewinnsucht, rücksichtslosen Strebertums, tiefgewurzelten Menschenhasses unheimlich hervor, und mit Schauern glaubte man in ihr das schlechte Prinzip der Handlung, den bösen Feind des Kaiserschen Hauses zu erkennen, der an Lorchens reiner Lichtgestalt zuschanden wird.« Von welcher Tragödie spricht denn Herr Kalbeck? Doch nicht etwa vom »Faust«? Nein, bloß von den »Beiden Leonoren« des Herrn Paul Lindau, die im Burgtheater überflüssigerweise wie-

der aufgewärmt wurden, und von der Leistung des Fräuleins Senders. Entweder bereitet der Hugo—Wolf—Prozeß Herrn Kalbeck Alpdrücken oder eine Zahngeschwulst quält ihn. Hoffentlich beruhigt er sich bald!

[Die Schere]

Eingeweihter. Sie wollen wissen, daß J. J. David, ein Redakteur des 'Neuen Wiener Journals', der schreiben konnte und darum nicht zu verwenden war, an Herrn Lippowitz, der ihn, als er dahinter kam, sofort entließ, den folgenden Abschiedsbrief gerichtet hat: »Mein lieber Lippowitz! Schneiden tut weh. Kleben Sie wohl! ... «

MITTEILUNGEN DER REDAKTION.

Der Herausgeber muß wegen Mangels an Zeit und zum Schutz gegen Querulanten an alle jene, die eine persönliche Unterredung wünschen, die Bitte richten, den Gegenstand vorher in knappen Worten schriftlich bekanntzugeben. Er wird dann, wenn es ihm für den publizistischen Zweck notwendig oder auch nur förderlich scheint, gern Tag und Stunde des Empfangs bekanntgeben.

Ungenügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn **frankiertes** und **adressiertes Kuvert** beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt.

Der Herausgeber ist außer Stande, alle einlaufenden Zuschriften und Anfragen zu berücksichtigen oder zu beantworten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

